Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 48

Artikel: Der alte Lehmann

Autor: Keller, H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648138

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

eingefangen hätte, um mit ihr ein kleines Geschäftchen zu machen.

In meiner Ameisenhaufenaufgeregtheit gab ich dem mich also titulierenden Fräulein gleich ein Schock Zeitungen auf einmal in die Hände und natürlich alles verkehrt. Anstatt das Journal kriegte ich die Münchner Neuesten und das Berliner Tageblatt am papierenen Wickel zu fassen. Zeitungen, die mir ein kleines Potsdamregiment von heimwehkranken, soldatischen Reichsdeutschen, ein halber Matheserbräukeller voll biederer Ober- und Niederbayern abkaufte, aber beileibe keine amerikanische Miß. Die vermochte erstens kein Deutsch zu lesen und zweitens studierte sie überhaupt keine Politik, keine Kunstkritiken, keinen Börsenkurier und was dergleichen Sachen mehr sind. Cartoons, Mutt und Jeff, Max und Moritzgeschichten, Kinoklatsch, Parisermode — daraus bestand die leichte Kost dieser Damen und nicht aus massiven deutschen Bohnen- und Kartoffelsuppen. Und diese leichte Kost war samt und sonders im Journal zu finden.

Lächelnd gab mir die so plötzlich zur Himmelskönigin erhobene Schöne die Neuesten, das Tageblatt, und was dergleichen mehr war, zurück, sich selbst nach dem geliebten Journal niederbückend. Ich stammelte um Verzeihung. Sie meinte, daß alles in Ordnung sei. Sie fragte mich, wer ich wäre und wie ich hierher gekommen, und so gab ein Wort das andere, bis ein Rosenkranz daraus wurde, und der Stelzfuß und der Bucklige mir um ein Dutzend verkaufter Zeitungen voraus waren.

Unsere Freundschaft von ungefähr ist dann trotz aller Kälte und trotz allen Stürmen, die die alte Brooklyn-Brücke umschnoben, wärmer und wärmer geworden. Ich wärmte mich an ihr wie ich mich weiland an den Holzhackerfeuern im kanadischen Westen gewärmt habe. Und über meinen Zeitungsbergen fing ich an zu träumen anstatt zu krähen wie ein Hahn auf dem Mist — und das hieß sich ein Zeitungshändler, der Karriere machen wollte!

Ich träumte — und ich träumte einzig und allein von meiner Maggie. Sie war meines Amerikas goldener Westen und floridaischer Süden. Und sie war schöner wie das alles. Sie war schöner wie die Sierra Nevada im Abendglühen, schöner wie das schimmernde Land mit den kristallenen Bergen Alaskas, das ich einst mit meinen Augen umfangen durfte. Alles aber, was ich in einem irren, wirren Jugendleben genossen hatte, wollte ich ihr ans Herz drücken gleich einem Blumenstrauß. Süße, wilde Blumen, süß wie Magnolienblüten im Frühling von Pasadena, leidenschaftlich wie Feuerrosen am mexikanischen Golf und treuer als die Veilchen, die wilden, wilden, einsamen Veilchen, die auf den Klippen des Riesenconons, auf den vom Kolorado tobend durchschossenen Bergwällen von Arizona.

An einem Abend, da ich wieder so ins Träumen gekommen war und gerade mit mir ausmachte, ob ich in meinem nächsten Gedichtverbrechen die Liebste als Palme oder als Myrthe darstellen sollte, stand auf einmal die Angebetete vor meinen Augen und befahl mir, die Zeitungen sein zu lassen, da sie für mich eine meiner würdigere Beschäftigung gefunden hätte. Ihr „Boß", der Advokat, würde mich ohne weiteres in seinem Bureau anstellen; da sie mich in allen Farben des Regenbogens geschildert, sei ihr das Wunder geglückt und könne ich deshalb ruhig dem Morgen entgegensehen. (Schluß folgt.)

Der alte Lehmann.

Von H. Keller.

Kürzlich traf meine Mutter mit einem Kameraden aus ihrer Kindheit zusammen.

Da hub ein Fragen und ein Erzählen an! Hatten sich die zwei doch seit 40 Jahren, seit ihrer Konfirmation nicht wieder gesehen.

„Das Paradies aller Kirchwalder Kinderherrlichkeiten war halt doch der Krämerladen deines Urgroßvaters, des „alten Lehmann", wie er von Jung und Alt genannt wurde", meint schmunzelnd der ehemalige Kirchwalder zu meiner Mutter. „Ich seh ihn noch vor mir, aufrecht und stramm, trotz seines hohen Alters. Wurde er nicht fast hundert Jahre alt?"

„Ja, ja, so ist's", bestätigt meine Mutter, „98jährig war er, als eine Lungenentzündung ihn hinwegraffte. Bis zu seinem Tod war er immer rüstig und schaffig wie ein Junger, und lesen und schreiben konnte er noch ohne Brille!"

„Ja, nur zu gute Augen hatte er für uns Kinder", lacht der alte Kirchwalder. „Nichts, auch gar nichts entging seinem scharfen Blick. Doch trotzdem wir einen gewaltigen Respekt vor ihm hatten, konnten wir es nicht lassen, ihn zu ärgern.

Du weißt doch noch, meiner Eltern Haus und sein Haus waren aneinander gebaut.

Wie oft haben wir uns Kinder, du warst auch manchmal dabei, in seinen Estrich geschlichen, in dieses Märchenreich!

Da lagen alte wundervolle Bücher und Bilder herum und so schöne, blumige Kartonkörbchen, die Sehnsucht eurer Mädchenherzen.

Und magst du dich noch an den wunderbaren grünen Affen besinnen, der so flink hinauf und herunter kletterte, wenn man an einem Schnürchen zog?

Da hatte es herrliche Trögli mit prächtigen roten, gelben, blauen Blumen ringsherum bemalt. Und drinnen lagen wunderliche, alte Kleider, die auf uns zu warten schienen, daß wir hineinschlüpften, um die schönsten, traurigsten Sachen aufzuführen.

Alle Kindergeschichten hatten wir uns dramatisiert: „Genoveva" und „Das Blumenkörbchen" und „Das Täubchen" und wie sie sonst noch hießen, alle diese Erzählungen, so süß, so traurig, daß sie Bein und Stein — nicht nur eure sanften Mädchenherzen — erweichten.

Und waren wir am schönsten dran, beim Theaterspielen, stund sicher plötzlich der alte Lehmann unter uns und gab denen, die er gerade erwischte, eine saftige Ohrfeige. „Wollt ihr machen, daß ihr sofort hinunterkommt, ihr donners Schlingeln!" rief er dann zornig. „Einem alles zu durchschnausen und dazu zu lärmidieren, daß man meinen könnte, das Haus falle ein. Wenn ich euch noch einmal hier oben erwische, dann wird's euch schlecht ergehen! Jawohl!"

Aber wie schlecht es uns ergehen sollte, haben wir zum Glück nie erfahren; denn außer einigen Ohrfeigen und Haarrupfen blieb es bei dieser Drohung. —

Besaßen wir je einmal einen Rappen oder gar zwei, dann brannten sie uns in der Hand, bis sie beim alten Lehmann landeten.

Dafür erhielten wir herrliche rote Himbeertäfeli oder sogar ein Hustentäfeli, so groß, daß es kaum im Mund Platz hatte. Aber am besten und ausgiebigsten war halt doch das Süßholz, an dem man so herrlich lang kauen konnte, oder der Bärendreck. Und ganz am allerfeinsten schmeckten noch die „Schuhriemen" und die „Geißenböhnli"!

Als ich noch klein war, schickten mich die ältern Buben oft zum alten Lehmann:

„Geh, hol für uns „Schmiermidüre" oder „Haumilang"!

„Und die Batzen?" fragte ich.

„Bekommst es ohne solche. Geh nur!"

Und ich Vertrauensseliger ging.

„Los Bub, wenn du mich noch einmal sprengst, so bekommst du das nächstemal „Schmiermidüre", daß du dann für eine Zeitlang genug hast!" wetterte der alte Lehmann erbost. —

Wollte es aber das Glück, daß das Aenneli, seine Haushälterin, im Laden war, dann sagte das Gute:

„Ja, ich weiß schon, die dummen Buben haben dich wieder geschickt. Aber grad extra mußt du jetzt zwei „Schuhriemen" haben. Doch gib ihnen dann nur nichts davon."

Draußen paßten natürlich die Buben auf mich. Durch die Türscheibe hatten sie den ganzen Vorgang erspäht und lockten mir nun von meinem Schatz ab, bis nicht mehr viel übrig blieb für mich.

Eines Tages stund ich wieder in diesem herrlichen Krämerladen!

„Für zwei Zweiräppler Bäredreck" verlangte ich.

„Zeig, hast du Geld?" wollte der schon so oft Gefoppte erst wissen.

Stolz streckte ich ihm die zwei glänzenden Zweiräppler hin.

„Bub, wo hast du die her?" fragte er mich streng und verwundert und blickte mir gar scharf in die Augen.

„Eh, gefunden!"

„Wo gefunden? Lügst mich nicht an, he?" und seine Augen blickten immer strenger. „Wart da!"

Ich wußte gar nicht, was das bedeuten sollte. Jetzt, da ich einmal mit Geld in den Laden kam, war's auch nicht recht. —

Vom großen Brand in Mürren. — Brandstätte des Bazars Amstutz und des Hotels Edelweiß. (Phot. C. Jost, Bern)

Nach einigen Minuten kehrte er mit meinem Vater zurück. Du weißt sicher noch, wie streng auch er war.

Nun begann ein scharfes Verhör. Ich mußte mit ihnen gehen und zeigen, wo ich die zwei Napoleönlein — denn solche waren es — gefunden hatte.

Zum Glück sah man unter dem Baum, wo ich das Gold gefunden, noch den deutlichen Abruck davon. So war kein Zweifel mehr an der Wahrheit meiner Aussage. Und erst recht mußten mir die zwei Männer glauben, als sie selbst am gleichen Ort, ein wenig von Erde verdeckt, noch drei weitere Napoleönli fanden.

„Eh, wer kann das Geld hier verloren haben?" wunderten sie sich. Und nach langer Beratung, wie der Verlierer ausfindig zu machen sei, beschlossen sie, ein Inserat im Blättlein aufzugeben.

Auf dieses hin kamen verschiedene angerückt, die das Geld wollten verloren haben.

Natürlich wurden sie von den Gestrengen immer scharf verhört.

„Banknoten oder Fünflieber? Wo verloren?"

Keiner konnte sich richtig ausweisen.

Bis eines Abends ein Jude daher kam, ein kleines, verhutzeltes Männlein. Ich sehe es noch jetzt vor mir.

„Wie viel wars?" wurde er gefragt.

„Fünf oder sechs Napoleönli", gab er zur Antwort.

Der alte Lehmann wechselte einen Blick mit meinem Vater: „Das könnte stimmen!"

„Wo hast du sie verloren?" wurde er weiter examiniert.

„He, unter dem letzten Süßgrauechbaum gegen das Saal hin, muß es gewesen sein. Dort verhandelte ich gestern vor drei Wochen mit dem Breiten-Fritz wegen einer Kuh."

Da war kein Zweifel mehr; das Geld gehörte dem Juden.

Die fünf schönen, glänzenden Batzen wurden ihm ausgehändigt.

Aber was machte das brave Männlein? Gab mir ein Napoleönli, dem Vater eins und dem alten Lehmann eins.

„So, und die zwei andern behalte ich für mich. Dann ist der Kuchen brüderlich geteilt", meinte er.

Die zwei Männer wollten nichts davon wissen: „Das war unsere Christenpflicht, den Verlierer zu suchen."

„Und meine Juden-Schuldigkeit ist es, euch den Finderlohn dafür zu geben. Nehmt das Geld! Ich will's so haben!"

Das ist die Geschichte von den Napoleönli und vom braven Jüdlein", schließt der alte Kirchwalder seine Erzählung. „Erinnerst du dich nicht mehr daran", fragt er meine Mutter.

Bei all dem Erzählen und Zuhören der alten lieben Jugenderinnerungen ist es den beiden so wohl und heimelig geworden und ihre Augen leuchteten.

Aus der politischen Woche.

Die erste Kammerwoche in Paris

ist ohne Sensation vorübergegangen. Im Palais Bourbon wurde diesmal nur eine Politik gemacht: die des Frankens. So will es der „Diktator" Poincaré, oder besser will es die von der Hochfinanz diktierte Notwendigkeit. Alle Interpellationen wurden ad calendas graecas verschoben; Poincaré hatte jedem der 60 Interpellanten 5 Minuten zugebilligt; wenn ein Antrag fiel, der ihm das Konzept störte, so stellte er die Vertrauensfrage und siegte dann regelmäßig mit großen Mehrheiten.

Der Franken steigt und steigt; er ist bald bei Punkt 20 angelangt; 100 französische Franken kosten jetzt 20 Schweizerfranken. Geläufiger ist dem Franzosen der Vergleich mit dem englischen Pfund. Vor drei Monaten galt dieses noch 240, jetzt bloß noch 140 französische Franken. Warum steigt der Franken und wozu? Man ist sich nicht recht klar über dieses Steigen. Ist die Frankenhausse über ihr natürliches Ziel hinaus für Frankreich bekömmlich, oder wird diesem finanziellen Versailles Poincarés wieder ein Rückschlag folgen wie dem politischen? Die Annahme ist berechtigt, daß die Spekulanten dahinter stecken, sie kaufen und verkaufen wieder auf Gewinn. Wenn dann die große Masse vom Spekulationsfieber erfaßt ist, ziehen sich die Manager vom „Frankengeschäft" zurück, der Krach folgt und hängen bleiben, wie immer, die kleinen Spekulanten, die sich haben mitreißen lassen.

Daß die Frankenhausse keine natürliche ist, beweist der Umstand, daß trotzdem das Pfund billiger wird, die Einfuhr also leichter ist, die Inlandpreise steigen; steigen so, daß der Auslandstandart beinahe erreicht ist. Wegen dem Wegfallen der Differenz, die den Franken im Inlande kaufkräftiger machte als im Auslande, stockt das Exportgeschäft und stockt die Exportindustrie. Käme jetzt der von ganz Frankreich erwartete Preisabbau — bis heute ist bloß das Brot um sechs Centimes das Kilo billiger geworden — dann würde morgen schon ganz Frankreich in der schönsten Deflationskrise stecken. Aber die hohen Steuern sorgen schon dafür, daß dieser Preisabbau nicht so bald kommt; denn jeder Kaufmann schlägt die 20 Prozent des Einkommens,